

strebte und das doch immer dagegen in einer inneren Spannung blieb. Es ist in der Zeit der Revolution und der Schaffung der neuen Verfassung erfolgreich wieder belebt, aber auch von links und rechts sofort mit allen Mitteln bekämpft, von der Entente jedes politischen Erfolges und Stimmungsrückhaltes beraubt worden, daher heute bereits wieder in der Verdunstung begriffen. Es gemahnte in der Tat ein bißchen an künstlich in der Not zitierte, abgeschiedene Geister. Zum dritten hatten wir das großdeutsch-katholische Nationalgefühl, das heute vor allem nach einer Verlegung des Schwerpunkts des Reiches nach Süden verlangt. Es hängt mit allen Problemen der deutschen Glaubens- und Kulturspaltung und allen Schwierigkeiten des nord-südlichen Verhältnisses zusammen, so daß auch von ihm eine Heilung der Wunden nicht zu erwarten ist. Nur ein vom modernen deutschen Arbeiter herkommendes und die Unterschichten weit hin erfassendes Nationalgefühl kann die Grundlage einer wirklichen Einigung und eines wirklichen Widerstandes sein. Die Entente ist im Begriff, es zu schaffen, und die Franzosen scheinen so rasch zugreifen zu wollen, damit wir aufgelöst und vernichtet sind, ehe es erwacht und furchtbar wird.

Die Entstehung eines solchen Nationalgefühles ist die stärkste Hoffnung in solchen trüben Tagen und seine Verbindung mit einem neuen Staatsideal die große geistige Aufgabe. Sie wird freilich nur ganz langsam gelöst werden können, während von außen die Verhältnisse drängen und pressen. Alle übrigen geistigen „Reformen“ können warten, umso mehr als die Zeit der Wirren und der Kraftlosigkeit der Regierung ihnen nicht günstig ist. Aber mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit des neuen Nationalgefühles hat es Eile.

Berlin, 8. 2. 21. Troeltch

#### Zur religiösen Krise

Ein junger Theologe ist mitten unter den Fragen seines Berufstudiums von irgend etwas getroffen worden, das ihn lebhaft erregt und stört. Er findet, man müsse es weiter sagen, weil es jeden Menschen ebenso angehe wie

ihn. Aber wie es fassen? Er greift vor sich hin auf den Tisch, auf dem seine theologischen Wälzer liegen, zwischen denen und im Gegensatz zu denen er das ihnen so wesensfremde Etwas erkannte. Er saßt hinein, wo zufällig es ihm sichtbar wurde: Wie ist der gebändigte Enthusiasmus zu verstehen, in welchem der »Prediger Salomo« geschrieben ist (ist er das überhaupt?) Was für ein Mensch konnte den historischen Schnitzer der Verbindung der beiden Teile des Jesajabuches begehen? Wie konnte jemand in die Lage kommen, so etwas wie 1. Korinther 15 zu denken und zu Papier zu bringen? Was war das für ein Publikum, dem man eine Erbauungslektüre vom Kaliber des Römer- oder des Hebräerbriefes zumuten konnte? Wie konnte man Altes und Neues Testament nebeneinander ertragen und verstehen?

Das, fragt der Leser, geht jeden Menschen an? Ich zweifle, ob auch nur ein einziger von allen, denen diese Fragen zu Gesichte kommen und die nicht Theologen sind, irgend etwas aus ihnen heraus hört, das ihn — ich will nicht sagen ergreift, aber nur interessiert, es sei denn der erregte Sonfall, in dem sie gestellt sind? Mag sein, daß der Fragesteller durch irgendwelche uns andern verborgene Windungen seines Studiums auf irgendwelche uns verborgene besondere Bedeutung dieser Fragen gekommen ist, — was geht das uns an? Aber nun kommt der Mann plötzlich auf ein Gleichnis: „Wir kennen wohl alle die Beunruhigung, die über uns kommt, wenn wir vom Fenster aus die Menschen plötzlich halt machen, die Köpfe zurückwerfen und, die Hände an die Augen gelegt, steil gen Himmel blicken sehen nach einem Etwas, das uns durch das leidige Dach über uns verborgen ist. Die Beunruhigung ist überflüssig: es wird wahrscheinlich ein Flieger sein. Gegenüber dem gespannten Stillgestellthein und steilen Aufwärtsblicken und angepannten Lauschen, das für die biblischen Menschen so bezeichnend ist, wird uns die Beruhigung nicht so leicht fallen. Wir persönlich ist es zuerst an Paulus aufgegangen; dieser Mensch sieht und hört ja offenbar etwas, was aus allen Vergleichen herausfällt, was sich mei-

nen Beobachtungsmöglichkeiten und Denkmaßstäben zunächst ganz und gar entzieht. Mag ich mich zu dem Kommenden, mein Gegenwärtigen, nein doch erst Kommenden, das er da in rätselhaften Worten zu sehen und zu hören behauptet, stellen wie ich will, darum komme ich nicht herum, daß jedenfalls er, Paulus, oder wer es immer sein mag, der 3. B. den Epheserbrief geschrieben hat, Auge und Ohr ist in einer Weise, zu deren Beschreibung Ausdrücke wie Begeisterung, Entsetzen, Ergriffenheit, Überwältigung einfach nicht genügen...." Ja, das ist etwas anderes. Nun sehen wir, daß da etwas ist, das den Berichterstatter ergriffen hat und das wir aus seiner Schilderung nachempfinden können. „Und das ist ja nur der eine Einschlag »Paulus« mit Namen. Daneben...“ alle die andern mit so eigenartigem und doch wieder gleichartigem Sehen und Hören: „immer dasselbe Sehen des Unsichtbaren, Hören des Unerhörten, dasselbe ebenso unbegreifliche wie unleugbare epidemische Stillgestelltsein und Umgekehrtwerden der Menschen. »Diese zwölf sandte Jesus aus«. Oder waren es siebzig, oder fünfhundert? Wer gehörte dazu? Wer gehörte nicht dazu? Genug, mögen sie alle für uns in fremden Zungen reden, wir können nicht nicht sehen, daß da sehr seltsam geöffnete Augen, sehr merkwürdig lauschende Ohren sind.“

Es ist aber, was ihn ergriffen hat, die Frage der Religion überhaupt. Nicht zwar dessen, was erfahrungsmäßig oft so genannt wird — „Religion von 11 bis 12“, wie es im Stundenplan unsrer Schulen heißt — aber dessen, was immer und überall da war, wo Religion heiß vom Herzen strömte. Dieses Gesicht also hat er gesehen. Wer dieses Gesicht sah, der sieht die Zeit am Rande. Sieht er sehr geradeaus, sehr unverbogen, nicht „wissend“, naiv, so sagt er: „morgen ist Weltende!“. So empfanden es jene, die im Neuen Testament zu Worte kamen. Ich habe diese Empfindung und ihre Folgen im ersten meiner Bücher zur religiösen Krisis (S. 166 ff.) zu beschreiben versucht. Wir Heutigen sehen anders. Wir sehen die Ewigkeit parallel der Zeit, so daß unsre Häupter in sie hineinragen, falls sie

aufgerichtet sind. Beide aber, jene Alten um die Wende unserer Zeitrechnung und wir Heutigen, meinen das Gleiche: Alle Sage ist Weltende, würden wir uns ausdrücken, alle Sage auch Schöpfung. Und das würde nicht eine bloße Umbenennung bedeuten, sondern die wichtigste, praktisch folgenreichste Einsicht. Es wäre der religiös nächste und genaueste Ausdruck der Gesinnung eines Menschen, der niemals die Kette seiner Vergangenheit schleppt, weil er im Innersten und von der denkbar höchsten Instanz sich freigesprochen, sich befugt fühlt, jeden Tag völlig neu zu beginnen. Er hat sich also in seinem Innersten, da, wo seine Verantwortungen brennen, seine Entschlüsse reifen, sein Glück und Unglück sich entscheidet, aus der Zeit herausgestellt und hängt an diesem wichtigsten Punkte von nichts in diesen Weltzusammenhängen mehr ab. Jesus nannte dies Leben mit einem enthusiastischen Ausdruck „das Reich der Himmel“. Es erschreckt zugleich und erhebt. Vor allem es verwirrt, wenn man es in menschlichen Lauten wiedergeben soll. Vielleicht hätte die Musik eine Sprache dafür. Vielleicht könnte man es in Farben geben. Vielleicht in großen Formen. Vielleicht in Symbolen, in Gleichnissen. Vielleicht in Sätzen. Vielleicht doch nur in einem ganzen geschlossenen Menschenleben; wie denn einige Jünger behaupteten, daß ihre Augen es gesehen, ihre Hände es betastet hätten, das Leben, das ewig sei, das vom Vater sei und ihnen erschienen. Wer es aber in rationalen Worten aussprechen wollte, der gerät ins Gleiten und es ist ihm und denen, die es hören, als irre seine Junge. Er spricht in Widersprüchen und man weiß nicht, wo er steht zwischen diesen Widersprüchen. Wie steht er zu seiner Umgebung?

Der junge Theologe, von dem ich ausging und einige Worte anführte, ist der Schweizer Pfarrer Karl Barth. Es gibt von ihm eine Erklärung des Römerbriefs und drei Druckhefte „Biblische Fragen“, „Zur inneren Lage des Christentums“ und „Der Christ in der Gesellschaft“, letzteres im Patmosverlag in Würzburg erschienen, alles andre bei Christian Kaiser in München. Ich weiß nicht, ob man die Bücher Laten

empfehlen kann; Theologen sollten sie lesen. Vielleicht, daß einem von ihnen die Gabe gegeben ist, „die Sprachen auszulegen“, wie Paulus, 1. Korinther 12, 10 sagt. Und Barth's Sprache ist sehr theologisch. Die in dieselbe Kerbe einhauenden Gogartenschen Aufsätze in Nr. 24 und besonders 35 der „Christlichen Welt“ erscheinen mir als viel klarer. Es würde aber seinen großen Wert haben, in diesen Dingen zu großer Deutlichkeit und namentlich Weltlichkeit zu kommen, damit wir die Lage, in die wir als Menschen gestellt sind, wieder in ihrer ganzen Sprungweite erblicken. Sie ist so, daß der Mensch einerseits, wie ich vorhin schon auszudrücken versuchte, sich als unmittelbarsten Sendling einer andern Welt ergreifen muß, die ganze erfüllte Ewigkeit um sich und ihre Kräfte in sich, während andererseits doch die Arbeit, die er aus solchen Kräften heraus zu leisten hat, in dieser Kausalitätbeherrschten Welt der allseitigen Zusammenhänge zu tun ist. Dort erlebt er das Ganze mit allen Zukünften voraus wie etwas Erfülltes, so daß ihm kein Ziel mehr übrig zu sein scheint, in der Rückwendung an die Arbeit setzt sich ihm umgekehrt das Erlebte in lauter Ziel und Aufgabe, also Entwicklung, um. Im Grunde ist unsre ganze Zeit vielleicht reif dafür, statt „Religion von elf bis zwölf“ wieder einmal Begegnungen mit dem Unendlichen zu erleben. Etwas von dem, was ich an der oben angeführten Stelle so auszudrücken versucht habe: „Es ist in der Bergpredigt der Ausdruck einer so schrankenlosen inneren Freiheit, Erlöstheit, Macht und Herrschaftlichkeit, daß sie trotz der Kühnheit ihrer Forderungen und vielleicht gerade um dieser Kühnheit willen die Menschen unglücklich machen wird, bis eine gleiche Freiheit und Erlöstheit sich selbst in ähnlicher Majestät beschreiben wird, und damit — die Religion unter uns anfangen wird, die nicht Nachahmung, nicht Lehre und Lernen, nicht dies und das, sondern die wieder Erlösung ist, ein volles Leben, ein Gottindergewartleben, die Ausgießung des Geistes ist.“ Wenn ich damals meinte: „ein solcher Glaube in solcher Reinheit und

Rücksichtslosigkeit einerseits und solcher bezwingenden Wucht andererseits könnte als Rettung für ein ganzes Volk nur in einer Zeit entstehen, in der diesem nicht nur keinerlei andre Aufgaben gesetzt waren, sondern auch jede Aussicht zu irgendeiner erspriesslichen nationalen Tätigkeit gänzlich verschlossen schien“, so ist ja für uns eine ähnliche Lage wieder in Sicht. Und auch die Welt um uns beginnt zu ahnen, daß mit der absoluten Diesseitigkeit auch ein diesseitiges Leben auf die Dauer nicht zu führen ist. **B o n u s**

### Geistige Kriegführung

Einer unserer angesehensten und unbezweifelbar kerndeutigen Universitäts-Geheimräte bittet uns, das folgende Gespräch zu veröffentlichen. Der Name des Verfassers mag an dieser Stelle wenigstens vorläufig ungenannt bleiben.

Professor Hoffegut: Das war mal ein interessanter Vortrag, und zeitgemäß! Ich dachte nicht, daß die Übereinstimmung so weit gegangen wäre.

Professor Fernwill: Ich auch nicht. Die beiden Friedensschlüsse hat man ja oft schon zusammengestellt. Aber nun sind auch die äußeren Formen der Gewalt Herrschaft vor hundert Jahren ganz dieselben gewesen wie heute.

Hoffegut: Im Grunde ist das doch tröstlich. Damals kam dann die Erhebung. Und nach dem, was der Kollege Clabus vorhin mitgeteilt hat, bereitete sie sich von vornherein vor, schon von 1807 an, wenigstens in Berlin.

Fernwill: Freilich, im ersten Winter Fichtes Reden! Aber gerade der Vergleich macht mich traurig. Denn von Anzeichen einer beginnenden inneren Sammlung und Aufrichtung ist heute noch nichts zu spüren.

Hoffegut: Ist das nicht übertrieben? Jedenfalls, die akademische Jugend müssen Sie ausnehmen.

Fernwill: Eben an die dachte ich. Wo merken Sie denn da etwas von neuem Geist? Was man zu sehen bekommt, ist das alte Couleurrewesen in unverminderter Wichtigmacherei, als gäbe es kein Schicksal, das uns niedergeworfen hat, gegen das wir ankämpfen sollen. Und was für Lieder werden gesungen? Feucht-fröhliche, wie im tief-